

SILVIA STOLZENBURG

**Die Salbenmacherin
und der Stein der Weisen**

Historischer Roman



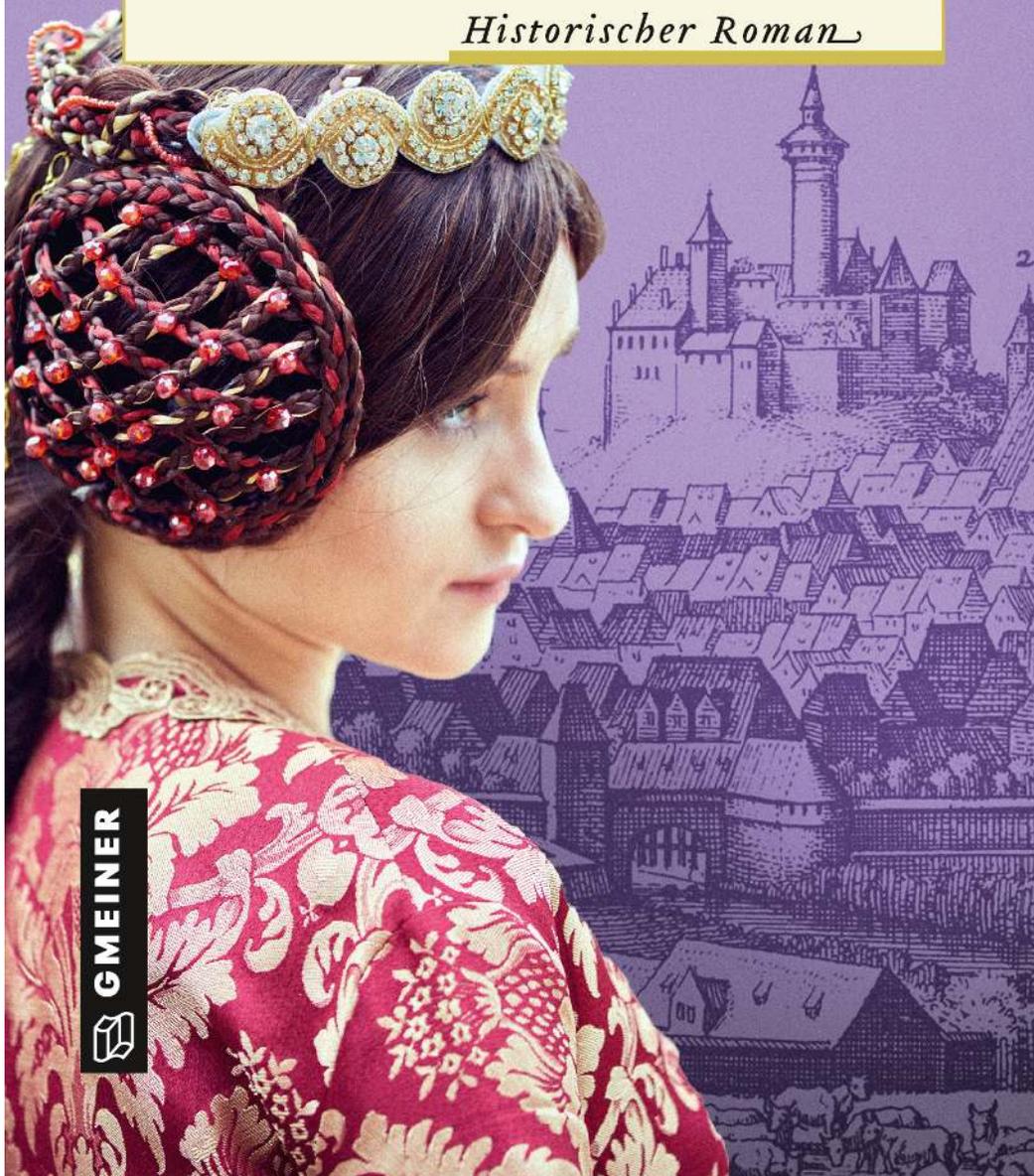
GMEINER



SILVIA STOLZENBURG

**Die Salbenmacherin
*und der Stein der Weisen***

Historischer Roman



GMEINER



Silvia Stolzenburg

Die Salbenmacherin und der
Stein der Weisen

Historischer Roman



ZUM BUCH

Aufruhr in Nürnberg Über ein halbes Jahr ist vergangen, seit die Salbenmacherin Olivera und ihr Gemahl Götz beinahe der Intrige mehrerer aufstrebender Kaufmannsgeschlechter zum Opfer gefallen wären. Doch die Lage scheint sich ein wenig beruhigt zu haben. Es herrscht eine Art Waffenstillstand mit ihren mächtigen Gegnern, der allerdings durch die Ankunft eines Wanderheilers in Gefahr gerät. Der Heiler behauptet, im Besitz des „Steins der Weisen“ zu sein, mit dem man nicht nur unedle Metalle in Gold verwandeln, sondern auch sämtliche Krankheiten heilen kann. Plötzlich scheint die ganze Stadt vor Euphorie den Verstand zu verlieren, während Olivera zur Besonnenheit mahnt. Man unterstellt ihr, neidisch auf den Wanderheiler zu sein, der kurze Zeit später erschlagen aufgefunden wird. Olivera ahnt Schlimmes. Als dann auch noch ihr wenige Monate alter Sohn entführt wird, spitzt sich die Situation für sie und ihre Familie auf hochdramatische Art und Weise zu ...

Dr. phil. Silvia Stolzenburg studierte Germanistik und Anglistik an der Universität Tübingen. Im Jahr 2006 promovierte sie dort über zeitgenössische Bestseller. Kurz darauf machte sie sich an die Arbeit an ihrem ersten historischen Roman. Die Vollzeitautorin lebt mit ihrem Mann auf der Schwäbischen Alb, fährt leidenschaftlich Rennrad, gräbt in Museen und Archiven oder kraxelt auf

steilen Burgfelsen herum - immer in der Hoffnung, etwas Spannendes zu entdecken.

IMPRESSUM

Dieses Buch wurde vermittelt durch die
Autoren- und Projektagentur Gerd F. Rumler (München)

Immer informiert
Spannung pur – mit unserem Newsletter informieren wir Sie
regelmäßig über Wissenswertes aus unserer Bücherwelt.

Gefällt mir!



Facebook: @Gmeiner.Verlag

Instagram: @gmeinerverlag

Twitter: @GmeinerVerlag

Besuchen Sie uns im Internet:

www.gmeiner-verlag.de

© 2020 – Gmeiner-Verlag GmbH

Im Ehnried 5, 88605 Meßkirch

Telefon 0 75 75 / 20 95 - 0

info@gmeiner-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten

Lektorat: Sina Deter

Herstellung/E-Book: Mirjam Hecht

Umschlaggestaltung: U.O.R.G. Lutz Eberle, Stuttgart

unter Verwendung der Bilder von: Alex Shadrin / stock.adobe.com und
<https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Nuernberg-1650-Merian.jpg>

ISBN 978-3-8392-6632-8

WIDMUNG

Für Effan, Goldstück und Edelstein

PROLOG

In der Nähe von Nürnberg, Ende April 1410

Der Wind, der die Wolken über den Nachthimmel trieb, war kalt und schneidend. Ein beinahe voller Mond malte gespenstische Schatten in die Landschaft und verstärkte zusammen mit den hin- und herschaukelnden »Atzmännern« vor dem großen Zelt den Eindruck des Unheimlichen und Dämonischen. Diese kleinen wächsernen Puppen waren mit Espenblättern umwickelt, mit wundersamen Worten beschrieben und mit Weihwasser bespritzt. Die durch die Dunkelheit herbeieilenden Besucher warfen ihnen ängstliche Blicke zu, da jeder von ihnen fürchtete, seine Seele könne darin gefangen sein.

Der junge Mann, der vor dem Zelt stand, um die Dorfbewohner zu beobachten, schlang seinen Mantel enger um sich und schlug den Kragen hoch. Die kalte Luft fühlte sich an wie eine Hand, die nach seinem Nacken griff, und eine körperlose Stimme schien ihm warnende Worte ins Ohr zu raunen.

»Kommt herbei! Kommt herbei!«, lud ein grauhaariger Mann die Menschen ein. Er steckte in einem dunklen, mit silbernen Sternen und Monden bestickten Umhang, auf seinem Kopf saß eine prächtig verzierte Kappe. »Die Stunde der Wahrheit hat schon fast geschlagen«, posaunte er. »Beeilt euch, sonst ist es zu spät für eure Wünsche.«

Ein verächtlicher Ausdruck huschte über das Gesicht des jungen Mannes und er war froh, dass er im Schatten einer alten Eiche stand. Während die wohlbekannt Wut in ihm aufwallte, ballte er die Fäuste und mahnte sich wieder einmal zur Geduld. Seine Zeit würde kommen. Bald würde der Teufel ein Einsehen mit ihm haben und ihm dabei helfen, seinen Plan in die Tat umzusetzen. Sein Blick zuckte zu den vier kräftig gebauten Kerlen, die das Zelt und die in einiger Entfernung stehenden Karren bewachten.

»Kommt herbei! Schnell, schnell! Die Stunde naht.«

Immer mehr Menschen strömten aus dem Dorf, das eine halbe Meile entfernt war, zu dem Zelt auf der kleinen Wiese, um das ein Ring aus Pflöcken gezogen worden war. An diesen Pflöcken befanden sich allerlei eingeritzte Zeichen, von einem hing der vertrocknete Kadaver einer Katze.

Als sich nach einiger Zeit auch der letzte Unentschlossene aus seiner warmen Stube gewagt hatte, warf der Grauhaarige dem jungen Mann einen fragenden Blick zu.

Der nickte. Dann folgte er dem Alten ins Innere des Zelts, wo ein großes Feuer prasselte.

Die Besucher hatten sich ehrfürchtig im Kreis darum aufgestellt und wagten offenbar kaum zu atmen. Ein schwerer, würziger und zugleich stechender Geruch hing in der Luft, der das Atmen schwer und die Sinne leicht machte.

»Tretet näher!«, lud der Grauhaarige die Leute ein. Er griff nach einem Metallstab und einem Gefäß, schüttete die Asche darin auf den Boden und zog mit dem Stab Linien,

die sich zu einem sechszackigen Stern verbanden.
»Schemhamphoras«, murmelte er.

Einige der Anwesenden bekreuzigten sich.

»Schemhamphoras!«, rief er etwas lauter.

So schnell, dass es nur für das geübte Auge des jungen Mannes sichtbar war, fuhr die Hand des Alten in die Rocktasche und er warf etwas ins Feuer.

Ein Zischen ließ die Dorfbewohner zusammenzucken, dann stieg Qualm aus den Flammen auf.

»Barmherziger, steh uns bei!«, hörte der junge Mann jemanden wispern.

»Was, wenn er mit dem Teufel im Bunde ist?«

»Sei still! Sein Ruf eilt ihm voraus. Ich habe von der zahnlosen Marthe gehört, dass er die Toten zum Leben erwecken kann.«

»Heilige Muttergottes!«

Die Mundwinkel des jungen Mannes zogen sich nach unten. Wie einfältig die Leute doch waren! Bitterkeit stieg in ihm auf. Fast so einfältig wie sein Vater. Er presste die Lippen aufeinander und verfolgte den Hokuspokus verächtlich.

Nachdem der Rauch sich etwas verzogen hatte, entzündete er auf einen Wink des Alten hin ein halbes Dutzend Kerzen und platzierte sie auf den Zacken des Sterns. Während ein Raunen durch die Reihen ging, holte er eine Flasche hervor, in der sich eine tiefrote Flüssigkeit befand.

»Salathiel, mächtiger Dämon, komm herbei, fahre in mich!«, beschwor der Grauhaarige eine dunkle Macht, die der junge Mann schon längst nicht mehr fürchtete. »Nimm

hin das Opfer der Fledermaus!« Er entkorkte die Flasche, spritzte etwas von dem darin enthaltenen Blut in die Flammen und schloss die Augen. Dann wiegte er den Oberkörper leicht hin und her und verfiel in unverständliches Murmeln.

Der junge Mann zog sich in die Menge zurück.

»Was tut er da?«, flüsterte eine Frau. Sie sah sich furchtsam im Zelt um.

»Schsch!«

»Salathiel!«, donnerte der Alte unvermittelt mit so lauter Stimme, dass einige der Bauern zusammenzuckten.

Ein tiefer Ton erklang, wie von einem Horn, das unter der Erde erschallte.

Der junge Mann wusste, dass es einer der vier Kerle blies, die im Freien geblieben waren.

Die einfältigen Dorfbewohner bekreuzigten sich immer ängstlicher. Als der Grauhaarige plötzlich die Augen aufriss und einen Totenkopf unter seinem Mantel hervorzog, erklangen einzelne Schreie. »Stellt eure Fragen!«, befahl er, nachdem er den Schädel in die Mitte des Sterns gestellt und wohlriechendes Räucherwerk entzündet hatte. »Salathiel wird euch durch mich antworten.«

Der junge Mann wandte sich von dem Schauspiel ab und drückte sich durch einen Spalt in der Zeltleinwand ins Freie. Die Vorführungen langweilten ihn nicht nur, jede einzelne weckte den Wunsch in ihm, nicht länger zu warten. Am liebsten hätte er seinen Dolch gezogen, ihn dem Scharlatan mitten ins Herz gerammt und sich genommen, was *ihm* gehörte. Doch sein Rachedurst würde nicht an diesem Abend gestillt werden. Wenn er zu früh

sein wahres Gesicht zeigte, war die ganze weite Reise umsonst gewesen. In diesem ärmlichen Dorf würde der Alte den Stein ganz gewiss nicht aus der schweren Truhe holen, da er den Bauern kein Gold aus der Tasche ziehen konnte. Erst wenn sie weiterzogen nach Nürnberg, kam vielleicht endlich die Gelegenheit, auf die er seit Monaten wartete.

KAPITEL 1

Nürnberg, Mai 1410

Das Weinen ihres Sohnes schreckte Olivera aus dem leichten Schlaf auf. Obwohl sie von der Arbeit in der Offizin, der Salbenküche im Erdgeschoss ihres Hauses, müde war, vertrieb das lauter werdende Schreien des Kindes die Schläfrigkeit mit einem Schlag. Behutsam, um ihren Gemahl Götz nicht zu wecken, schlüpfte sie unter der dünnen Decke hervor, warf sich ein Untergewand über und tappte im Dunklen zur Tür der gegenüberliegenden Kammer. Dort lag ihr Sohn - von einem schmalen Streifen Mondlicht beleuchtet - in dem kleinen Bettchen, das Götz ihm gezimmert hatte, und strampelte wütend. Sein Brüllen wurde heftiger, als Olivera sich zu ihm hinabbeugte, um ihn auf den Arm zu nehmen.

»Ich bin ja hier«, beruhigte sie ihn und drückte ihm einen sanften Kuss auf das dunkle Haar. »Hast du schon wieder Hunger?«

Als Antwort krallten sich die winzigen Hände in ihr Untergewand.

Wie immer, wenn Olivera ihren Sohn auf dem Arm hatte, überfiel sie ein Gefühl unendlicher Dankbarkeit. Die Ereignisse unmittelbar vor seiner Geburt vor etwas mehr als einem halben Jahr hatten sie beinahe das Leben gekostet. Hätte der Henker Jacob ihr nicht auf dem Weg

zum Lochgefängnis zur Flucht verholfen, wäre Götz vermutlich inzwischen Witwer. Die Erinnerung an die entsetzliche Angst, die gefährliche Verletzung und die Kälte in ihrem Versteck im Wald ließ sie frösteln. Mit einem Finger der freien Hand strich sie gedankenverloren über die Narbe an ihrem Arm, die der Armbrustbolzen hinterlassen hatte. Gott hatte ihr Jona, den Apothekergehilfen ihres Gemahls geschickt, um sie vor einem schändlichen Tod zu bewahren. Nur dem Einfallsreichtum des zwölfjährigen Knaben war es zu verdanken, dass sie weder verblutet war noch ihr Kind verloren hatte.

Ein weiterer zorniger Schrei brachte sie in die Gegenwart zurück. »Geduld, Lukas«, murmelte sie, als sie ihre Brust entblößte, um ihren Sohn zu stillen. Während seine Lippen gierig nach Milch suchten, wiegte sie ihn auf dem Arm und sumgte eine leise Melodie.

»Hier bist du.« Götz erschien auf der Schwelle der kleinen Kammer und betrachtete sie und das Kind mit einem Gähnen.

»Geh wieder ins Bett«, sagte Olivera. »Ich komme, sobald er gestillt ist.«

Götz gähnte erneut. »Jetzt bin ich schon wach«, erwiderte er. »Es dauert nicht mehr lange, bis es dämmt, da kann ich gleich aufbleiben.« Er kam näher und legte von hinten den Arm um sie. Sein Kinn schmiegte er an ihre Schulter und küsste ihren Hals. »Ihr beiden seid umwerfend«, murmelte er.

Olivera lächelte. Die Liebe, die sie für Götz und Lukas empfand, war beinahe zu groß für ihr Herz. In diesem

Augenblick hatte sie das Gefühl, dass es vor Glückseligkeit zerbersten wollte. Sie lehnte sich an Götz und genoss die Wärme, die von ihm ausging. Er war ihr Fels, ihr Halt, der Mann, der alles aufs Spiel gesetzt hatte, um sie vor dem Tod am Galgen zu bewahren. Hätte Götz nicht alles riskiert, sogar sein eigenes Leben, wäre nichts von dem, was sie im Augenblick empfand, je möglich gewesen. »Ich liebe dich«, sagte sie. »Aber das weißt du sicher.«

Sie spürte sein Grinsen. »Ich liebe dich auch«, erwiderte er. »Und den kleinen Burschen da.« Er kraulte Lukas' Haar, woraufhin sein Sohn einen Augenblick mit dem Nuckeln innehielt. Dann trank er gierig weiter.

»Oh, Ihr seid schon auf!« Ohne dass Olivera oder Götz es bemerkt hatten, war die Amme im Gang vor der Kammer aufgetaucht. Sie war bereits vollständig bekleidet, in der Hand hielt sie eine kleine Kerzenlampe. »Ich wollte gerade nach ihm sehen.« Sie kam auf Olivera zu, stellte die Lampe ab und streckte die Arme aus, um ihr das Kind abzunehmen.

Lukas gab einen unwilligen Laut von sich.

Während Olivera ihre Blöße bedeckte, drückte die Amme ihn an ihre Brust und tätschelte ihm den Rücken.

»Bade ihn und wickle ihn fest«, trug Olivera ihr auf. »Ich schicke nachher Jona mit Butter, Gänseschmalz und Gerstenwasser in die Kinderstube, damit du Lukas das Zahnfleisch damit einreiben kannst.«

Die Amme nickte.

»Er hat immer noch einen harten Bauch«, stellte Olivera fest.

»Ist das gefährlich?«, fragte Götz besorgt.

Sie schüttelte lachend den Kopf. »Nein, aber schmerzhaft. Ich bereite ihm Zäpfchen aus Baumwolle, Honig und Mäusekot, die sollten ihm Linderung verschaffen.« Olivera strich ihrem Sohn zum Abschied ein letztes Mal über den Kopf, ehe sie und Götz die Kammer verließen. »Ich gehe heute ins Spital«, sagte sie, als sie zurück in ihrer Schlafstube waren.

Bei diesen Worten versteifte sich Götz merklich.

»Ich kann mich nicht ewig im Haus verstecken«, seufzte sie. »Der Spitalmeister und der Medicus sind tot, die Meisterin führt jetzt das Regiment über die Insassen.«

»Aber ...«

»Ich werde auch Gerlin mitnehmen«, unterbrach sie ihn. »Sie ist zwar tüchtig und lernt schnell, aber es gibt nicht genug Arbeit für sie. Jona reicht mir als Gehilfe vollkommen aus.« Sie trat auf Götz zu und legte ihm die Hände auf die Schultern. »Wir wissen jetzt, wer unsere Feinde sind. Du hast sie im Auge.«

Götz presste die Lippen aufeinander und schnaubte. »Ich bin mir sicher, dass sie nicht einfach aufgeben werden.«

»Aber niemand wird ihnen mehr Glauben schenken. Der Medicus hat unter Folter alles gestanden. Die Mitglieder des Inneren Rates und die Sieben Älteren Herren wissen, wer hinter der Intrige gegen uns gesteckt hat.«

»Das werden sie aber niemals in der Öffentlichkeit zugeben«, hielt Götz entgegen. »Ich hätte diese vermaledeite Urkunde nicht unterzeichnen sollen!«

Olivera reckte sich auf die Zehenspitzen und küsste ihn. »Was hättest du denn sonst machen sollen? Wenn du nicht getan hättest, was der Rat von dir verlangt hat, wären die

Anklagen gegen dich und mich niemals fallengelassen worden. Dann säßen wir jetzt entweder beide im Loch oder lägen einen Klafter tief unter der Erde.«

»Was ist mit Jacob?«, brummte Götz. »Du wirst im Spital wieder mit ihm zusammenarbeiten müssen.«

Olivera zuckte die Achseln. Auch wenn der Henker und Wundarzt Götz an die Stadtwachen ausgeliefert hatte, hatte er *ihr* das Leben gerettet. Sie mochte ihn, daran konnte auch die Tatsache nichts ändern, dass er eine Verbrecherin durch Losbitten vor dem Tod bewahrt und sie zur Frau genommen hatte. Er war ein guter Mann, ein aufrichtiger Kerl, auf dessen Hilfe sie immer zählen konnte. Daran wollte sie einfach nicht zweifeln nach allem, was geschehen war.

»Mir ist nicht wohl bei dem Gedanken«, murmelte Götz. »Was, wenn Gott uns strafen will?«

»Das Leben muss weitergehen«, versuchte Olivera, ihn und sich selbst zu beruhigen. »Wenn Gott uns hätte strafen wollen, wäre das alles«, sie machte eine vage Handbewegung, »nicht so glimpflich ausgegangen.«

»Woher willst du wissen, dass er uns nicht immer noch zürnt?«

»Das weiß ich nicht«, gestand Olivera. »Aber ich vertraue darauf, dass er ein barmherziger Gott ist.« Sie sah Götz in die Augen. »Wir leben nicht mehr in Sünde.«

Er blies die Wangen auf und rieb sich das Kinn. »Warum kannst du die Arzneien nicht einfach hier zubereiten? Dann kann Jona sie zu den Pfründnern ins Spital bringen.«

Olivera schüttelte den Kopf. »Es sind nicht nur die Pfründner ...«

»Du weißt, dass du ohne Zustimmung eines Arztes keinem Kranken helfen darfst«, mahnte Götz. »Ich habe einen Eid geleistet, der verbietet, dass wir einem gelehrten Medicus in die Kur pfuschen.«

»Ich weiß«, beschwichtigte Olivera ihn. »Aber vielleicht ist der neue Medicus etwas einsichtiger als der alte. Immerhin kauft er, ohne zu murren, seine Salben bei dir.«

»Immerhin«, gestand Götz widerwillig ein.

»Er ist jung und unerfahren«, stellte Olivera fest. »Vermutlich wird er froh sein über jede Hilfe, die er bekommen kann.«

»Oder er ist einer dieser eingebildeten studierten Gecken, die denken, sie hätten die Weisheit mit Löffeln gefressen.«

Olivera schlüpfte in ein einfaches graues Kleid und flocht ihr Haar. Dann verstaute sie es unter einer Haube. »Ich werde nichts unternehmen, das meine, deine oder Lukas' Sicherheit gefährden könnte«, versprach sie. »Aber ich *muss* endlich das Haus verlassen. Sonst verliere ich den Verstand.«

Götz holte schwer Atem. »Meinetwegen«, murrte er schließlich. »Aber ich bin nicht glücklich darüber.«

Olivera gab ihm einen weiteren Kuss, ehe sie sich ihrem Waschgestell zuwandte, um sich die Zähne mit geriebenen Walnussschalen, Wein und Salz zu reinigen. Als auch Götz fertig angezogen war, gingen sie in die Stube, in der Jona bereits den Tisch gedeckt hatte.

»Mach dir keine Sorgen«, sagte Olivera, nachdem sie das Fenster geöffnet hatte, um die klare Frühlingsluft in den Raum zu lassen. »Ab jetzt kehrt Ruhe ein in unser Leben.«

KAPITEL 2

Nürnberg, Mai 1410

Götz verkniff sich einen skeptischen Kommentar, da er Olivera nicht unnötig aufregen wollte. Obwohl sie selbst offenbar der Ansicht war, wieder voll bei Kräften zu sein, fand er, dass sie bleich und abgekämpft aussah. Ihr Gesicht wirkte kantiger, die dunklen Augen weniger feurig als im vergangenen Sommer. Die Qualen, die sie während ihrer Flucht vor den Stadtwachen hatte erdulden müssen, waren ihr immer noch anzusehen. Die schlimme Narbe an ihrem Arm würde sie für den Rest ihres Lebens daran erinnern, wie knapp sie dem Tod entronnen war. Götz' Magen zog sich bei dem Gedanken an die Furcht, die er ausgestanden hatte, schmerzhaft zusammen. Was hätte er nur getan, wenn sie nicht wieder gesund geworden wäre? Was, wenn man sie als Mörderin hingerichtet hätte? Ihn lähmte jedes Mal die Angst, wenn er sich zu einer Sitzung des Größeren Rates aufmachte, in dem ihm fast ein Dutzend Männer feindlich gesonnen war. Er verstand, dass es wichtig für Olivera war, ins Spital zurückzukehren, dennoch hätte er sie am liebsten nicht aus dem Haus gelassen. Dann wäre sie allerdings nicht anders als die gefangene Elster, die in einem Käfig beim Fenster auf einer Stange hin- und herwippte. Er verzog das Gesicht.

»Mach dir keine Sorgen«, wiederholte Olivera, die seinen nachdenklichen Gesichtsausdruck bemerkt haben musste. »Nach dem Frühstück sieht die Welt anders aus, glaub mir.«

Götz wünschte, es wäre so einfach. Während die Köchin Milch, Honig, verdünntes Bier und mehrere Schüsseln mit dampfendem Haferbrei auftrug, nahm er am Kopfende des langen Tisches Platz und wartete, bis die anderen sich ebenfalls gesetzt hatten. Götz' Kinder aus erster Ehe, Cristin und Uli, saßen auf der Bank bei der Wand neben der Kindermagd Jonata und der Amme Barba, die Oliveras Sohn auf dem Arm hatte. Der Knecht Mathes, die Magd Gerlin, Jona und die Köchin hatten auf der gegenüberliegenden Bank Platz genommen, Olivera am anderen Kopfende des Tisches.

»Darf ich Barba heute helfen?«, fragte die siebenjährige Cristin, sobald das Tischgebet gesprochen und der Brei verteilt waren. Ihre dunklen Locken standen wie immer wild von ihrem Kopf ab und auf ihrer Nase war ein Kratzer zu sehen, den ihr die Hofkatze zugefügt hatte.

Olivera warf der Amme einen fragenden Blick zu.

»Warum nicht?«, sagte die junge Frau. »Früh übt sich ...«

»Und ich?«, meldete sich ihr vierjähriger Bruder zu Wort.

»Jonata kümmert sich um dich«, antwortete Götz lachend und strich seinem Sohn über den zerzausten Schopf.

»Ich will mit Jona spielen!«, forderte der Kleine.

Götz warf Jona einen Blick zu, woraufhin der Knabe sofort die Augen niederschlug. Götz war noch immer wütend auf ihn, weil er Olivera und ihn belogen hatte. Allerdings war Oliveras Leben durch den Einsatz des

Bengels gerettet worden, weshalb Götz ihn nicht aus dem Haus geprügelt hatte, wie er es ursprünglich vorgehabt hatte. »Jona muss arbeiten«, erwiderte er.

»Dann will ich auch Barba helfen«, quengelte Uli.

»Wir könnten den Esel füttern«, mischte sich die Kindermagd ein. »Was hältst du davon?«

Uli schob die Unterlippe vor und stocherte in seinem Haferbrei herum. Dann nickte er.

Das restliche Essen verlief schweigend, außer dem Klappern des Holzgeschirrs war kaum mehr ein Laut zu hören in der Stube, die von der aufgehenden Sonne durchschienen wurde. Der bunt geflieste Boden leuchtete in fröhlichen Farben, doch auch dieser schöne Anblick vermochte es nicht, Götz' dunkle Ängste zu vertreiben. Zweimal hatte er Olivera fast verloren, ein drittes Mal würde ihnen das Glück gewiss nicht hold sein. Was, wenn sie sich in dem neuen Medicus irrte? Vielleicht gab er nur vor, bescheiden und freundlich zu sein. Sollte es ihm auch in den Sinn kommen, beim Rat um eine eigene Spitalapotheke zu bitten, fingen ihre Probleme von vorne an.

»Mir wird nichts geschehen«, versuchte Olivera erneut, ihn zu beruhigen, als sie sich nach dem Essen auf den Weg zum Verkaufsraum und der Offizin machten.

»Woher willst du das wissen?«, fragte Götz.

Olivera schwieg, holte einige Tiegel und Körbe aus den Regalen, welche die Wände der Salbenküche säumten, und rollte ein paar Stücke Baumwolle zu Zäpfchen. Diese bestrich sie mit Honig und rieb etwas Mäusekot hinein.

»Glaubst du im Ernst, die Meisterin wird einfach darüber hinwegsehen, dass wir für den Tod des Spitalmeisters verantwortlich sind?«, beharrte Götz.

»Wenn jemand für den Tod des Spitalmeisters verantwortlich ist, dann der Medicus«, entgegnete Olivera. »*Wir* haben ihn nicht im Loch ermorden lassen!«

»Aber er wäre nicht dort gewesen, wenn ich nicht ...«

Olivera unterbrach ihn mit einer energischen Handbewegung. »Der Spitalmeister ist selbst schuld an seinem Schicksal. Hätte er sich nicht vom Medicus dafür bezahlen lassen, mich des Mordes zu bezichtigen, würde er noch leben.« Ihre Wangen röteten sich. »Die Einzigen, denen Unrecht widerfahren ist, sind wir und die Insassen, die vergiftet worden sind.«

Götz stöhnte. »Ich fürchte nur, dass der Hass der Meisterin sich gegen dich richten könnte.«

Olivera rief Gerlin zu sich und gab ihr die Zäpfchen. »Bring sie zu Barba«, trug sie ihr auf. »Sie soll Lukas alle zwei Stunden eines verabreichen.« Nachdem die junge Frau die Offizin verlassen hatte, fing sie an, Arzneien und Kräuter in einen Korb zu packen. »Ich *kann* mich einfach nicht länger im Haus verstecken! Verstehst du das denn nicht?« Ihre Stimme zitterte, genau wie ihre Hände.

Götz begriff und hätte sich am liebsten geohrfeigt. Ihre Angst war genauso groß wie seine, die Stärke und Zuversicht nichts als eine Maske. Anstatt ihr eine Stütze zu sein, machte er ihr das Leben nur schwerer. Er trat auf sie zu, nahm ihr eine verkorkte Glasflasche ab und umfasste ihre Hände.

»Du gehst jede Woche zu den Ratssitzungen, obwohl du weißt, dass man dir dort alles andere als wohlgesonnen ist«, sagte Olivera leise. Ihre Augen füllten sich mit Tränen. »Wenn ich mich noch länger im Haus verstecke, haben diese Mistkerle gewonnen!«

Götz führte ihre Fingerspitzen an die Lippen, um sie zu küssen. »Ich will dich doch nur beschützen«, murmelte er.

»Dann lass mich gehen!« Olivera befreite eine ihrer Hände, um sich wütend die Tränen aus den Augen zu wischen. »Wir hatten vor, uns nicht einschüchtern zu lassen«, setzte sie hinzu. »Die Spitalmeisterin ist eine einsichtige Frau. Der Druck auf sie hat längst nachgelassen, weil die Schuldigen gefasst und bestraft worden sind.«

»Nicht alle«, gab Götz zu bedenken.

»Dieses entsetzliche Weib wird das Spital ganz gewiss nicht mehr betreten«, erwiderte Olivera. »Auch wenn sie sich durch List und Tücke in Jacobs Herz geschlichen hat, wird er nicht zulassen, dass sie jemals wieder in die Versuchung kommen kann, Kranke von ihrem Schicksal zu erlösen.«

Götz hoffte, dass sie sich nicht irrte. Er hatte die Frau gesehen, die als Todesengel zahlreiche Morde begangen hatte. Sie war nicht nur wunderschön, ihre Zierlichkeit und Zerbrechlichkeit verleiteten zu der Annahme, dass sie keiner Fliege etwas zuleide tun konnte. Der Henker Jacob schien gänzlich in sie vernarrt zu sein, weshalb Götz noch mehr um Oliveras Sicherheit besorgt war. »Versprich mir, dass du dich niemals allein bei einem der Pfründner oder

der Insassen aufhältst«, forderte er. »So kann dir niemand etwas unterstellen.«

Olivera lächelte schwach. »Das hatte ich ohnehin vor«, erwiderte sie, dann befreite sie auch ihre andere Hand. »Außerdem wird Gerlin mich begleiten.« Sie packte die restlichen Sachen in den Korb, ging zur Tür und rief nach Gerlin. Wenig später machten die beiden Frauen sich auf den Weg zum Hoftor.

Götz widerstand nur mühsam dem Drang, ihnen hinterherzueilen, um sicherzugehen, dass ihnen auf dem Weg durch die Stadt nichts zustieß. Er musste aufhören, sich wie ein Narr zu benehmen. Es würde nicht mehr lange dauern, bis die ersten reichen Nürnberger ebenfalls wach waren und sich auf den Weg zu ihm machten, um Arzneien, Konfekt und süße Tränke zu kaufen. Olivera würde - nein, durfte - nichts geschehen! Er umfasste das Kruzifix an seinem Hals und hoffte, dass er es nicht bereuen würde, sie nicht aufgehalten zu haben.

KAPITEL 3

Nürnberg, Mai 1410

Als Olivera und Gerlin das Hoftor erreichten, verlangsamte Olivera ihre Schritte und holte einige Male tief Luft. Ihr Herzschlag beschleunigte sich, kaum trat sie auf die Straße hinaus, und einen Augenblick fragte sie sich, ob sie einen furchtbaren Fehler beging. Nach dem, was im Spital vorgefallen war, hatte sich lange Zeit alles in ihr gesträubt, jemals wieder einen Fuß in die Siechenstube zu setzen. Allerdings schien ihre Sturheit stärker zu sein als die Vernunft. Sie durfte sich einfach nicht geschlagen geben. Die Männer, die ihr und Götz nach dem Leben getrachtet hatten, würden es nicht noch einmal wagen, gegen sie vorzugehen, redete sie sich ein. Auch sie konnten nicht ewig darauf hoffen, straflos davonzukommen. Wenn der Burggraf seine Drohung wahr machte und nach Nürnberg zurückkehrte, würde ihre Aufmerksamkeit abgelenkt sein. Sie warf einen Blick auf die Zinnen der Burg, die zu ihrer Rechten in den Himmel ragte. Dort flatterte bereits das Banner des Grafen und verkündete dessen baldige Ankunft in der Stadt.

Sie riss den Blick von den trutzigen Türmen los und straffte die Schultern, dann wandte sie sich nach links und machte sich auf den Weg den Burgberg hinab. Die Straße, in der ihr Haus stand, wimmelte schon von Reitern, Karren

und Fußvolk, die allesamt zum Markt strömten, wo an diesem Tag Buden mit Backwaren, Käse, Wildbret, gesalzenen Fischen, Butterfässern und Flachs aufgestellt worden waren. In der Nähe des Schönen Brunnens erspähte Olivera mehrere mit silbernen Sternen bemalte Wagen, vor denen ein Schreier lauthals versuchte, die Leute anzulocken.

»Erfahrt eure Zukunft beim großen Adepten Alphonsius!«, brüllte ein Mann in einem langen Gewand. »Verwandelt Unedles in Gold! Kommt herbei, um eure Leiden heilen zu lassen!«

Eine Gruppe Bettelmönche und der Priester der Sankt-Sebaldus-Kirche beäugten den Mann mit unverhohlenem Missfallen und auch einige Marktaufseher schienen Interesse für den Wagen zu entwickeln.

»Was ist ein Adept?«, fragte Gerlin, die schweigend neben Olivera hergetrottet war. Sie war ziemlich bleich um die Nase, was Olivera nicht verwunderte. Immerhin hatte sie sich einen der Spitalprediger zum Feind gemacht, der seinen Posten immer noch bekleidete.

»Ein Scharlatan«, gab Olivera zurück. »Jemand, der einfältigen Leuten das Geld aus der Tasche zieht und sie um ihr sauer Erspartes betrügt.«

»Glaubst du, er kann wirklich Gold machen?«

Olivera schüttelte den Kopf. »So etwas ist nicht möglich.«

»Warum behauptet er es dann?«

»Vergiss ihn«, riet Olivera. »Ich nehme an, die Marktaufseher werden ihn nicht lange gewähren lassen mit seinem Hokusfokus.« Sie wich den neugierigen Blicken der Nürnberger aus, die sie erkannten, und bahnte sich weiter

einen Weg durch Frauen und Männer mit Traggestellen, Kinder mit Wasserkrügen und Handkarren voller Mehlsäcke.

»Denkst du, die Spitalmeisterin lässt mich wieder als Magd arbeiten?«, fragte Gerlin. Sie klang besorgt.

»Ich denke, sie sollte dankbar sein, dass du ihr die Augen über Pater Clemens geöffnet hast«, erwiderte Olivera.

»Aber er ist immer noch dort«, gab Gerlin zu bedenken. »Hätte er Greth nicht dazu gezwungen, ihm zu Willen zu sein ...«

»Was passiert ist, lässt sich nicht mehr ändern«, fiel Olivera ihr ins Wort. »Alles Weitere wird sich ergeben.« Sie war sich selbst nicht sicher, ob die Spitalmeisterin tatsächlich einsichtig genug sein würde, um sie und Gerlin wieder ihre Arbeit verrichten zu lassen, aber diesen Gedanken behielt sie für sich.

»Falls ich meine Anstellung als Magd zurückbekomme, muss ich dann wieder im Spital schlafen?«, fragte Gerlin unsicher.

Olivera schüttelte den Kopf. »Keine Angst, du kannst dir weiter die Kammer mit Irmila und Jonata teilen«, entgegnete sie. Sie wusste, wovor Gerlin sich fürchtete. Der Priester hatte auch sie belästigt und versucht, sie zu erpressen, damit sie ihm stillschweigend Liebesdienste erwies. Allerdings war Gerlin klug genug gewesen, nicht auf seinen Erpressungsversuch einzugehen.

»Warum hat Gott ihn nicht längst für seine Sünden bestraft?«, wandte sich Gerlin nach einigen Augenblicken des Schweigens wieder an sie. Inzwischen hatten sie das Ufer der Pegnitz erreicht.

»Gottes Wege sind unergründlich«, murmelte Olivera. Auch sie hatte sich schon häufig gefragt, weshalb der Barmherzige oft so blind und grausam war, hatte jedoch gelernt, die Zweifel zu verbergen.

Sie verstummten, da in diesem Moment das Heilig-Geist-Spital vor ihnen auftauchte. Die spitzen Dächer warfen das Licht der Morgensonne gleißend zurück und vor dem großen Tor, das in den dahinterliegenden Hanselhof führte, herrschte der übliche Andrang. Fuhrknechte, Werkleute, Metzger, Mägde und Bedürftige warteten mehr oder weniger geduldig vor dem Wachhaus des Beschließers – des Torwächters – darauf, eingelassen zu werden. Wie immer lauerten zahlreiche zerlumpete Bettler in der Nähe des Tors, in der Hoffnung auf eine warme Mahlzeit und ein Bett für die Nacht. Obwohl viele von ihnen versehrt und abgemagert waren, wusste Olivera, dass der Großteil vom Beschließer abgewiesen werden würde. Der Platz im Spital war begrenzt, nur wer wirklich krank oder bedürftig war, wurde aufgenommen. Viele arme Teufel versuchten, dem Torwächter eine Krankheit vorzugaukeln, doch sie wurden ohne viel Federlesens vom Hof gewiesen.

Neben ihr trat Gerlin aufgeregt von einem Fuß auf den anderen.

»Keine Angst«, sagte Olivera leise. »Pater Clemens kann dir nichts mehr anhaben. Sieh einfach zu, dass du einen großen Bogen um ihn machst.«

»Wie soll ich das denn machen?«, zischte Gerlin. »Er hält die Predigten und ist bei jedem Stundengebet in der Spitalkirche.«

Olivera griff nach ihrer Hand. Sie war eiskalt.

»Ich bin immer in der Nähe«, versuchte sie, der jungen Frau Mut zu machen. Sie verdankte Gerlin fast genauso viel wie Jona. Ohne ihre Hilfe wäre sie vermutlich im Wald verblutet.

»Ich habe Angst«, gestand Gerlin.

Ich auch, hätte Olivera am liebsten geantwortet, doch sie biss sich auf die Zunge. Sie musste Stärke zeigen, durfte sich nicht anmerken lassen, wie tief das Misstrauen und die Furcht vor ihren mächtigen Feinden saßen. Während sie beruhigend Gerlins Hand drückte, fragte sie sich wie schon so oft seit Lukas' Geburt, ob es nicht besser wäre, in eine andere Stadt zu ziehen und dort von vorn anzufangen.

»Gott, das dauert heute noch länger als sonst!«, unterbrach ein ungeduldiger Fuhrknecht ihre Gedanken. Sein Ochse drängte sich von hinten so dicht an Gerlin und Olivera heran, dass die beiden Frauen einen Schritt zur Seite machten. »Meine Milch wird sauer!«, schimpfte er lautstark.

Einige der Wartenden drehten sich kopfschüttelnd um.

»Verdammte Pfaffen!«, hörte Olivera den Mann brummen.

Sie warteten geduldig, bis die Reihe endlich an ihnen war. Mit gemischten Gefühlen trat Olivera vor den Torwächter.

»Sieh da«, sagte er, als er sie erkannte. »Die Salbenmacherin.« Er bedachte Gerlin mit einem kühlen Blick, dann runzelte er die Stirn. »Was wollt ihr hier?«

»Die Spitalmeisterin sprechen«, erwiderte Olivera.

»Erwartet sie euch?«

Olivera schüttelte den Kopf.